

Herb Stumpf

Ausstieg mit Mitte 50

Früh pensionierung
als Chance zum Neubeginn

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb-nb.de> abrufbar.

1. und 2. Auflage 2003
2003 Kösel-Verlag GmbH & Co., München

Überarbeitete 3. Auflage: April 2017
© Herb Stumpf, Nürnberg

Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Alle Rechte vorbehalten
Fotos: Lauer, Nürnberg
Satz: peterdesign.de

ISBN 9783744812726

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur Neuauflage 2017	9
ERSTER TEIL	13
Acht Monate von der Ankündigung eines Frührentenversicherungsprogramms bis zum tatsächlichen Ausstieg	
Warum ich dieses Buch schreibe	15
Über mich und mein Leben	19
Late-Life-Crisis	21
Wie es anfing	25
Die Seele ist den Weg bereits gegangen	32
Kapitalsturz	34
Erster Besuch bei der Arbeitsagentur	36
Bei der Deutschen Rentenversicherung (DRV)	40
Die große Rechnung	45
Müllers Liste	46
Das Fazit für Müllers	55
Die Unterschrift	57
Träume und Runen in der Seele	60
Die Angst, nicht mehr gebraucht zu werden	63
Das letzte halbe Jahr im Job	66
„Trust the process“ und ein weites Meer	66
Es interessiert mich nicht mehr	68
Wer bin ich ohne meinen Job?	69
Kalter Februar und warme Tropen	71
Ein roter Strich und ein Glas Rotwein	74
„Alles Gute zum Vorruhestand“	76
„Genieße deine letzte Woche als Sklave!“	79

ZWEITER TEIL 83
Die drei Jahre danach

Auf der Suche nach mir selbst	85
Der erste Tag in Freiheit endet hinter Gittern	86
„Alles verklingt wie ein Ton im Nichts“	87
„A state of the mind“ – ein Zustand des Geistes	92
Meditation, Nirvana und Altes loslassen	96
Endlich Urlaub – und ein bisschen was gelernt	101
Eine Schublade, in die ich nicht hinein will	103
Eine peinliche Frage und eine passende Antwort	105
Und noch eine gute Frage	107
Immer zu Hause – gewöhnungsbedürftig	108
Singles dürften es schwerer haben	108
„Paarmenschen“ haben es auch nicht ganz einfach	109
Was tun mit der vielen Zeit?	112
Dein Computer: dein Freund und Feind	112
„Vielleicht mache ich auch einfach gar nichts“	113
Ganz allmählich passt man sich in ein neues Kostüm ein	114
Und noch ein paar Besuche bei der Arbeitsagentur	117
Mein rasches Ende als Leiche in einer großen Kartei	117
Offiziell ein „Arbeitsloser“	119
Alle drei Monate eine Pflichtübung und dann ein deutlicher Punkt	120
Bewerbung ziemlich zwecklos	121
Eine Konfrontation mit dem Tod macht mich sehr nachdenklich	123
Die Frage nach dem Sinn des Lebens und so weiter	124
Was mache ich jetzt?	127

DRITTER TEIL	129
Was machen die anderen?	
Worum es hier geht	131
„Jeder Fünfte fürchtet sich vor dem Rentenalter“ – hat aber Visionen	131
Die Vorstellung vom „Leben im Alter“ und die verschiedenen Typen von Pensionären	134
Was machen die anderen?	139
Erst die Zahlen, jetzt die Menschen	141
Ein erfülltes Paar	142
Vom Leiter der Aus- und Fortbildung zum Blumenfotograf	143
Gabriele nimmt das Segel in die eigene Hand	144
Binnenschiffer, Theologe, Rektor, Hausrenovierer	146
„Meine Bilder hängen in der ganzen Welt“	147
„Es geht uns gut, weil wir Mut hatten ...“	149
Wanderführer auf Mallorca	150
Vom Zahnarzt in Ligurien zum Antennenbauer auf Teneriffa	151
Einige Anmerkungen zum Schluss	154
Beginnen Sie mit einer Reise	156
Ändern Sie Ihren Wertbegriffe	156
Zeitweise Orientierungslosigkeit ist ganz normal	157
Hören Sie auf, sich über Leistung zu definieren	158
Geben Sie Ihrem Tag eine Struktur	159
 Anhang	 161
Adressen von Hilfsorganisationen, Wohlfahrts- verbänden, gemeinnützigen und anderen Organisationen	

Kalter Februar und warme Tropen

In den letzten Tagen eines kalten, grauen Februartages holte mich die wohl bekannte, leichte Depression eines schon viel zu lange dauernden deutschen Winters ein. Es taucht die Sehnsucht nach Sommer auf, nach Wärme, nach lauen Düften, nach Sonne, Meer und Leichtigkeit. Der „ewige Urlaub“ war noch zwei Monate entfernt und niemand konnte mich abhalten, vorher noch ein paar Tage Ferien zu machen. Das Einvernehmen mit meiner Firma besagte jedoch, dass der gesamte Resturlaub an meinen offiziellen Freistellungstermin zum 1. Mai, quasi hinten angehängt werden muss. So blieb ich ziemlich freudlos im Büro, wickelte mit dem üblichen Zeitdruck und mit Hektik noch ein paar Projekte ab und blickte sinnierend zum Fenster hinaus, wo momentan ein kräftiger Schneesturm tobte, der meine Stimmung keineswegs zu heben vermochte. Die Gedanken an Licht und Wärme, ein Wunsch nach Stille und Ruhe kamen immer wieder hoch und ließen sich nicht verdrängen. Die Frage tauchte auf, was ich denn tatsächlich an diesem 1. Mai machen würde, wenn ich nicht mehr in dieses Büro gehen musste und auch keinen Termin mehr mit Kunden hatte. Der 1. Mai, der so genannte „Tag der Arbeit“, der laut Karl Valentin so heißt, „weil an diesem Tag niemand arbeitet“, würde für mich das „Nicht-mehr-arbeiten-Müssen“ einläutern, er wäre eine Art „Liberty Day“, der Tag einer zusätzlichen, neuen Freiheit.

„Werde ich nach Griechenland oder einfach nach Italien fahren“, ging es mir durch den Kopf, „mich mit meiner Frau erst einmal erholen und verwöhnen lassen, oder gibt es noch andere Möglichkeiten?“ Ich befragte die Kollegen, die mit mir zeitgleich ausscheiden würden, und deren Pläne gingen alle in etwa in diese Richtung – „erst einmal ausspannen, irgendwohin reisen“. So ganz wollte mir diese Möglichkeit jedoch nicht gefallen, sie erschien zu einfach, beinahe zu banal, etwas, das ich schon viel zu gut kannte, weil ich es schon zigmal gemacht hatte. Dieser Lebensabschnitt, so überlegte ich, musste außergewöhnlich angegangen werden, weil er nicht alltäglich war.

Dabei fiel mir ein guter Freund ein, ehemals Vorstand eines großen

Unternehmens, der vor gut einem Jahr die Pension in der Form antrat, dass er seinen Rucksack packte, die Wanderstiefel anzog und sechs Wochen zu Fuß auf dem Jakobspfad nach Santiago de Compostella pilgerte. Ich hatte mich damals sehr gewundert, war mir doch dieser liebe Freund ganz und gar nicht als eifriger Katholik aufgefallen. Und dass er für irgendeine mir unbekannte Sache sozusagen das „Büßergewand“ anziehen musste und seine ersten Schritte in ein neues Leben ausgerechnet auf einem Pilgerpfad gehen musste, das erschien mir schon ganz und gar erstaunlich. Und das in einem Alter von immerhin 62. „Was hast du eigentlich zu bereuen und was weiß ich von dir noch nicht?“, fragte ich ihn damals. „Überhaupt nichts“, war die überraschende Antwort, „ich will nur wieder lernen, meinen Körper zu spüren, erfahren, wie weit ich noch gehen kann, was ich noch an Strapazen auszuhalten vermag, außerdem will ich meinen Geist lüften. Unterschiedliche Menschen will ich treffen und einer anderen Kultur will ich buchstäblich zu Fuß begegnen.“

Er war tatsächlich überzeugend „runderneuert“ zurückgekommen, hatte viele interessante Geschichten zu erzählen, schrieb später sogar ein hervorragendes Buch über diese innere und äußere Reise und meinte, es wäre eine der reichsten Erlebnisse in seinem Leben gewesen. „Nette Leute aus der ganzen Welt und in jeder Altersklasse habe ich getroffen und viele gute Gespräche geführt. Ich konnte meine Neugier nach dem Kuriosen befriedigen, habe in schlichten Häusern übernachtet, von denen ich früher nicht zu träumen wagte, habe gelernt, wie wenig Geld man wirklich braucht, und habe mich als einen ganz neuen Menschen erfahren, und das alles in einer erstaunlich kurzen Zeit.“ So ungefähr waren seine beeindruckenden Worte, die in mir nachklangen und die mir selbst eine ähnliche Reise viel erstrebenswerter erscheinen ließen als das, was ein ziemlich normaler Urlaub zu bieten vermochte und den ich gut von früher kannte.

Die neue Freiheit beginnt mit einer großen Reise

So besann ich mich auf meine Weltreise und suchte nach Orten,

die das Besondere hatten, die nicht jeder kannte und die nicht ganz so einfach zu erreichen waren. Das alles war aber lange her und ich wusste aus Erfahrung, dass die Welt einer ständigen Veränderung unterlag und dass das, was gestern noch den Reiz des Einmaligen hatte, heute ein Platz des Massentourismus sein konnte. Auf dieses Risiko wollte ich mich nicht mehr einlassen. Aber wochenlang zu Fuß laufen, wie mein Freund, das war auch nicht ganz mein Ding. So besann ich mich auf eine Reise, die ich vor gut einem Jahr in Thailand getätigt hatte und die mich schließlich in ein buddhistisches Kloster geführt hatte. Dort war ich zwei Wochen bei den Mönchen geblieben, hatte interessiert zugehört, was sie zu sagen hatten (das Glück wollte, dass ich auf Mönche traf, die der englischen Sprache mächtig waren!), hatte meine eigene Meditationspraxis wesentlich verbessern können, hatte gelernt, zehn Tage lang nur zu schweigen und darauf zu hören, was mein Geist mir sagte, und hatte in der Stille die Gesichter meiner Mitmenschen lesen und ihre Geschichten erahnen können. Es war eine der beeindruckendsten Episoden in meinem Leben gewesen.

Dies war der Ort in den Tropen, wohin mich meine Gedanken an diesem bewussten Tag im späten Februar lenkten, und plötzlich war mir klar: Genau das ist es! Noch am 1. Mai werde ich im Flugzeug sitzen und wieder für zwei Wochen in dieses Kloster gehen. Nicht zur Buße – aber zum Nachdenken, zum Lüften meines Geistes, um leichter von hie nach da zu gelangen.

Nach einer kurzen Rücksprache mit meiner Frau buchte ich noch am selben Tag den Flug. Zwei Wochen später wollte sie nachreisen, damit wir an meinen Klosteraufenthalt noch einen ganz normalen Urlaub anhängen konnten.

Ein roter Strich und ein Glas Rotwein

Inzwischen war es März geworden und ich hatte noch weniger als vierzig Arbeitstage vor mir. Die meisten Kontakte mit Kunden wickelte ich inzwischen nur noch telefonisch ab. Mein Nachfolger, zum Glück ein alter Profi, brauchte relativ wenig Zeit, um meine Geschäfte zu übernehmen, im Prinzip fühlte ich mich fast

schon überflüssig. Bei der Vorstellung eines größeren Projekts musste ich dann aber doch noch einmal als Teil meines Teams präsentieren und meinen alten Part übernehmen – und erlebte mich dabei mehr als Schauspieler denn als der, für den es tatsächlich noch um etwas ging. Das „Herzblut“ fehlte. Und in der Tat, „es ging nicht mehr um mich“, überlegte ich auf der Fahrt zu diesem Kunden, „sondern um etwas, das ich in seiner möglichen Realisierung nicht mehr erleben werde, denn falls dieser Auftrag tatsächlich kommt, werde ich bereits nicht mehr Teil dieses Unternehmens sein. Nichts, was ich jetzt tue, hat noch Auswirkungen auf meine eigene Zukunft.“ Meine Gedanken schweiften bald schon ab nach Thailand, ich sah braun gebrannte Menschen, das Lächeln und die Freundlichkeit Asiens, ich dachte an safranfarbene Mönchskutten, hörte den lauen Wind und das harmonische Rauschen von Palmenblättern, spürte das warme Meer, das spielerisch am Strand auflief. In der momentanen Realität schob allerdings der Scheibenwischer den nasskalten Matsch eines Schneeregens vor sich her ...

Nach der üblichen Vorstellung und der Einführungsrunde übernahm ich meine gewohnte Rolle, ein hundertfach geprobter Auftritt, den man nicht mehr proben musste. Keiner merkte, dass ich nun ein Schauspieler war, der einen Schauspieler spielte, weil ich innerlich bereits woanders war. Das Spiel langweilte mich, aber auch die Spieler und meine eigene Rolle. Erst als ich irgendwann von einem meiner Gegenüber die magische Zauberformel härte: „Ja, meine Herren, wir wollen im Prinzip mit Ihnen – wenn Sie uns da, an dieser Stelle noch entgegenkommen ...“, da erwachte mein alter Jagdinstinkt wie von selbst. Auf einmal war ich wieder der Vertriebsprofi, der ich lange war, witterte die nahe Beute und wollte den Auftrag haben. Nicht mehr für mich, sondern des Sieges wegen. Und tatsächlich, nach einer weiteren Verhandlungsrunde verabschiedeten wir uns mit Handschlag und mit einer klaren Absichtserklärung, die etwas später, entgegen meiner Erwartung, doch noch in einer festen Order endete.

Aber auch der Sieg schmeckte nicht mehr so wie früher. Noch ein Sieg und noch ein Sieg. Oder auch eine Niederlage. Alles für das sichere Gehalt am Monatsende. Und für das Publikum. Aber

.....

Eine Schublade, in die ich nicht hinein will

Die erste Woche nach Thailand war so etwas wie eine Aufarbeitung und eine Wiedereingliederung, die zweite Woche dagegen konfrontierte mich durch zwei markante Begebenheiten mit der Realität meines neuen Lebens: Sechs oder gar sieben Wochen Urlaub am Stück hatte ich seit meiner Weltreise nicht mehr gehabt. Das Übliche waren zwei, maximal drei Wochen Ferien gewesen, dann ging es achtzehn Jahre lang zurück in den vertrauten Job und die damit verbundene Routine, in die gewohnten Abläufe. Die letzte Urlaubswoche war dabei meist schon geprägt von einer gewissen geistigen Vorbereitung und von Überlegungen wie „Was liegt an, was wird mich erwarten?“. Manchmal fand auch schon ein Telefonat mit meiner Sekretärin oder mit Kollegen statt. Nun gab es ein Nichts. Kein Loch, in das ich fiel, aber eine noch ungewohnte Leere. Ein Freiraum, den es selbstgestalterisch zu füllen galt.

Die neue Situation fühlt sich noch nicht immer gut an.

„Was ist die natürliche Reaktion vor dem Unbekannten?“ ist eine von Psychologen gerne gestellte Frage. Die geläufige Antwort: „Angst“, „Unsicherheit“, eventuell sogar „Panik“. Genau das trat ein. Plötzlich stand da die bange Frage im Raum: „Was tue ich als Nächstes und was tue ich als Übernächstes?“ Die Lösung des Rätsels war schnell gefunden – durch einen Blick in meine Projektmappe, „die für später“, die ich ständig ergänzte, auch mit einer Liste von Leuten, mit denen ich längst wieder einmal telefonieren oder direkten Kontakt aufnehmen wollte. Dieses Rezept hatte sich bewährt, selbst drei Jahre nach meiner so genannten „Frühpensionierung“ ist die Mappe immer noch gut voll! Und ihre Wirkung als Beruhigungspille hat sie auch nicht verloren – aber eigentlich brauche ich sie heute nicht mehr.

Ein weiteres, unangenehmes Ereignis widerfuhr mir bei meinen neuen Gehversuchen in einem Supermarkt: Ich stand an der Kasse, hinter mir ein Mann, der vielleicht gerade die vierzig über-

schritten hatte und der offensichtlich sehr in Eile war. Ich stand da, packte meine Sachen ein und versuchte die zu bezahlende Summe der Kassiererin passend zu geben und wühlte in meinem Hartgeld. Ein bekannter Vorgang, der mich selbst schon des öfteren nervös gemacht hatte, wenn sich die Leute dafür allzu viel Zeit nahmen. Ich selbst mochte an diesem Tag auch noch etwas von der Gelassenheit Asiens geprägt gewesen sein und war daher vielleicht auch etwas gemächlicher als sonst. Jedenfalls war ich für den Menschen hinter mir deutlich zu langsam, denn unvermittelt ließ er seinen Unmut heraus: „Können Sie nicht schneller Ihr Geld zählen, ich hab nämlich noch was anderes zu tun“, und setzte mit Nachdruck noch einen gezielten Schlag drauf: „Ich bin ja schließlich kein Frührentner!“ Ich sagte erst mal nichts, holte kurz Luft und sagte dann: „Mit dieser Hektik werden Sie auch keine Frührente erleben, und eine normale Rente schon gar nicht!“ Zumindest waren wir damit wieder pari. Aber ein kleiner Schock blieb sitzen. Ich musste mich kurz selbst beruhigen: Erstens war ich offiziell noch auf der Gehaltsrolle meiner Firma, denn ich feierte zunächst sechs Monate Resturlaub ab, zweitens wurde allgemein behauptet, ich sähe etwa zehn Jahre jünger aus, drittens konnte der Typ nichts davon wissen, dass ich tatsächlich dabei war, mich wenigstens offiziell auf eine Frührente hinzubewegen. Ich weigerte mich zwar, mich so zu fühlen, aber der Hieb hatte gesessen, auch wenn es den Falschen traf und der Mann keineswegs mich persönlich gemeint haben konnte. Ich sah aber eine Schublade, in die ich nicht hineinwollte und in die ich auch nicht hineinpasste!

Eine peinliche Frage und eine passende Antwort

Die Schublade, in die ich nicht hineinwollte, brachte mich noch auf eine unbequeme Frage meiner Zeitgenossen, für die es einer neuen Antwort bedurfte: die nach meiner Berufsbezeichnung. Früher war das klar: „Ich bin Vertriebsmanager bei Hewlett-Packard ...“

Auf einmal war ich das nicht mehr und es stellte sich selbst mir die bange Frage, die ja schon einmal da war: Ja, was oder wer war ich nun eigentlich noch? Natürlich fiel mir dazu einiges ein, aber nicht sehr viel, was eindrucksvoll klang und mit dem ich mich auch identifizieren mochte.

Zunächst einmal war ich „Herb Stumpf“. Und dann? – Ja, „Diplomwirtschaftsingenieur“. Das reichte aber den wenigsten, sie wollten mehr wissen, sie bohrten weiter: „Was machen Sie denn?“ Jetzt spätestens musste man Farbe bekennen: „Nichts.“ Das stimmte aber auch nicht, denn ich tat nicht „nichts“, ich tat nämlich ständig was! Aber was? Was passte in eine Kiste, mit der man sich identifizieren konnte?

„Frühpensionär“ oder „Frührentner“ oder „arbeitslos“ (im Sinne von „Ich bin die Arbeit los“) ... das klang alles schrecklich, keiner wollte sich damit in meinem Alter abstempeln lassen. Also: „Privatier“. Klang angestaubt und zu sehr nach Reichtum. Geld hatte man schließlich, falls man welches hatte, aber man redete nicht darüber. „Ruheständler“ oder gar „Vorruheständler“. O Graus! „Aussteiger“? klang schon etwas besser, zumindest nach einer gewissen Freiwilligkeit und nicht nach Rausschmiss. Aber zünden wollte es auch nicht so richtig. Vielleicht gar keine Kurzbezeichnung, dafür eine kurze Erklärung. Zum Beispiel: „Ich habe keinen festen Job mehr, ich tue das, was mir Spaß macht.“

Nicht ganz so schlecht! Schon besser. Oder: „Ich muss nicht mehr arbeiten, ich kann mir leisten, das zu tun, was ich will.“

Klang zwar leicht versnobt, aber besser als „Vorruheständler“. Das klang nämlich so wie „Vor der Ruhe steht er“. Was ja auch meistens stimmte ...

.....

Und noch ein paar Besuche bei der Arbeitsagentur

Nach beinahe einem halben Jahr bezahltem Resturlaub, in dem ich offiziell immer noch Angestellter von HP war, wurde es irgendwann Zeit, mich rechtzeitig auf meine nächste Rolle als „Arbeitsloser“ vorzubereiten.

Im ersten Teil dieses Buchs habe ich bereits meine inneren Widerstände offen gelegt – sie waren weder in meiner Zeit als Langzeiturlauber noch danach, als „Langzeitarbeitsloser“ (Beamtenkürzel: „LZA“), besser geworden. Ich kam mir einerseits vor wie ein Versicherungsbetrüger, der sich Geld holte für einen Schaden, den er selbst herbeigeführt hat, und andererseits hatte ich inzwischen innerlich akzeptiert, dass ich diesen ganzen Komplex als Teil unseres staatlich verordneten Spiels sah. Ein System, das sich von mir zum einen Teil schon erheblich viele Steuern, Gebühren und Beiträge für Sozialversicherungen geholt hatte, und das auch Gesetze ziemlich willkürlich veränderte, wie zum Beispiel bei der Besteuerung von Abfindungen oder beim Freibetrag für den Kapitalertrag – und das sich zum anderen selbstgenügend fragwürdige Regeln zugelegt hatte, die es jedoch sinnvoll machten, diese als kleines Rad dieses Getriebes mitzumachen. Also war ich mit einem inneren Kopfschütteln entschlossen, mein Scherflein von der „Bundesagentur für Arbeit“ wieder einzuholen und zusätzlich auch noch die Arbeitslosenstatistik zu verfälschen. Ich fühlte mich keineswegs wohl in dieser Rolle, irgendwie war das Ganze ein Blödsinn und im gewissen Sinne auch noch deprimierend.

Mein rasches Ende als Leiche in einer großen Kartei

Mit dieser inneren Einstellung trat ich meinen ersten Besuch bei der Arbeitsagentur an, um mich arbeitslos zu melden. Schon als ich die Menschen in der Eingangshalle musterte, fragte ich mich, wer hier ehrlich auf Arbeitssuche und wer nur wegen der „Stütze“ hier war. Sofort spürte ich, ich war keiner von denen und wollte auch keiner von denen sein – aber nun war ich doch einer von ihnen, weil auch ich die „Stütze“ wollte. Vermittelbar würde ich

genauso wenig sein wie jeder andere in meinem Alter, auch wenn sich dieses Amt noch so sehr viel Mühe geben würde. „Ein blödes Spiel“, fand ich – und dann fuhr mir durch den Kopf: „Hoffentlich sieht mich keiner hier!“ Am liebsten hätte ich mich hinter einer Sonnenbrille und unter einer großen Kopfbedeckung versteckt. Ich kam mir völlig fehl am Platze vor und fragte mich, ob ich im falschen Film gelandet war. War ich aber nicht. Ich musste mich arbeitslos melden, damit ich später auch einen Anspruch auf die „vorgezogene Rente mit 60“ hatte. So lange musste ich aber, das will die Spielregel, offiziell „dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen“. Also zog ich den Kopf ein und fragte an der Information, wo ich hinsollte, um mich arbeitslos zu melden.

Ich landete im „Wartebereich 25“ für „Ingenieure, Physiker, Mathematiker und Chemiker“, gleich neben den „Betriebswirten, Volkswirten, Psychologen, Sozialpädagogen“. Ich war erleichtert, als ich auch hier kein bekanntes Gesicht sah. Irgendwie kam ich mir plötzlich als „Loser“, als „Verlierer“ vor, obwohl ich genügend lange, ganz ähnlich wie Dagobert Duck, mein Geld gezählt hatte und genau wusste, dass ich schon alleine aus finanziellen Gründen nicht mehr arbeiten musste, wenn ich dies nicht selbst wollte. Hinzu kam, dass sich in jeder Behörde sofort leidige Erinnerungen an Schule einstellten, an Lehrer, denen man ausgeliefert war, an Macht, die man nicht beeinflussen konnte, einen Apparat, den man nicht verändern konnte – und hier roch es auch noch genau wie damals in der Schule nach einem Wachs, das wohl über die Jahrzehnte Generationen von Beamten und Besuchern überlebt hatte und offensichtlich von irgendeiner ominösen Firma geliefert wurde, die genauso lange diesen widerwärtigen Geruch in geheimen Küchen fertigte und dieses infame Rezept wahrscheinlich für alle Ewigkeit weitervererben würde, um Besucher staatlicher Behörden einzuschüchtern. Mir fiel dabei „Das Parfum“ von Patrick Süßkind ein, und ich habe seither keinen Zweifel mehr an der Wirkung von bestimmten Düften.

Kurz nach acht Uhr morgens, es war noch nicht viel los, zog ich eine Nummer und wurde zehn Minuten später aufgerufen. Eine sichtlich gelangweilte Sachbearbeiterin nahm meine Daten auf und sagte mir, mit erfahrenerm Blick auf mein Geburtsdatum,

dass ich mich bei ihr künftig „nur alle drei Monate melden“ müsste, dass ich dies aber von nun an auch telefonisch machen könnte. Ich war erleichtert und dankte dem Herrn für die Errungenschaft des Telefons. Vorher musste ich aber noch zu einem Gespräch mit dem „Vermittler“ auf dem Flur gegenüber.

Dieser recht freundliche und verständnisvolle Herr stellte sich rasch als ein „Stellenvermittler ohne Stellen“ heraus, denn mit lakonischem Hinweis auf meinen Abfindungsvertrag, mein Alter, meine vormalige Position und mein ehemaliges Gehalt sagte er ziemlich rasch und unverblümt: „Wenn Sie wirklich wieder arbeiten wollen, muss ich Ihnen sagen, dass wir hier solche Stellen gar nicht haben. Ich empfehle Ihnen dann die Stellenangebote zu lesen oder sich an Headhunter zu wenden.“ Ich wahrte die Form und entgegnete: „Das hab ich mir schon gedacht.“ Wir redeten im Plauderton noch ein bisschen über den Arbeitsmarkt für Menschen ab 50 generell, über die tatsächlichen Möglichkeiten der Arbeitsämter, Manager zu vermitteln, und als wir uns schließlich höflich voneinander verabschiedeten, hatte ich das gute Gefühl, er kannte sein Geschäft genau und wusste deshalb, woran er war – und ich genauso. Wir werden uns wohl nie wieder sehen, dachte ich. Was dann auch so war! Von nun an war ich nur noch eine Leiche in seiner großen Kartei.

Offiziell ein „Arbeitsloser“

Wenig später hatte ich mich in der „Leistungsabteilung“ einzufinden. Dort ging es nun nicht mehr um die Vermittlung eines ohnehin nicht Vermittelbaren, sondern nur noch um Geld. Entsprechend lakonisch und routiniert war die Stimmung der Dame, die mich dort empfing. Sie hatte nur Geld zu verteilen, das ihr ohnehin nicht gehörte und zu dem sie auch keinen Bezug hatte. Auf diesem trockenen, unpersönlichem Niveau war auch unser Kontakt. Die Bearbeiterin schien dauergenervt und ebenso langzeitgelangweilt zu sein, denn meine paar Fragen beantwortete sie so kurz wie möglich und in einem Stil, als ob ich ein bisschen bekloppt sei. Ich kam mir als Bittsteller vor und keineswegs wie ein Versicherungsnehmer, der eine ihm zumindest rechtlich

.....

Die Frage nach dem Sinn des Lebens und so weiter ...

In der Praxis des behandelnden Arztes, eines älteren, weisen Sri-Lankers, fand ich ein kleines Büchlein mit dem einprägsamen Titel „A Simple Guide to Life“, das er mir auf meine Bitte hin gerne überließ. An einem Satz blieb ich hängen: „Life is not a being, an identity, but a becoming; not a product, but a process.“ („Das Leben ist nicht ein Wesen, eine Identität, sondern ein Werden; nicht ein Produkt, sondern ein Prozess.“)

Dies war die beinahe notwendige Ergänzung zu einem Kernsatz, den ich bei Thomas Moore gefunden hatte: „Der Sinn des Lebens ist die Entwicklung der Seele.“ Diese Antwort war schlüssig!

Mit einem buddhistischen Einsiedlermönch, den ich bei meinen Spaziergängen in einem kleinen Kloster auf einer bizarren Felsformation am Meer entdeckt hatte, konnte ich diese Feststellungen reflektieren. Er führte mich sogar noch ein Stück weiter:

Wenn das Leben keine eigene Identität hatte, dann war auch die Sache mit dem Ego ziemlich hohl. Dieses Ego, das sich an äußeren Dingen nährte, wie Status, Anerkennung, Position und Macht. Wenn es im Leben dagegen um das eigene Werden ging, dann waren da nicht äußere Werte gemeint, sondern etwas Höheres, etwas Inneres – nämlich der Kern des eigenen Ich. Das, was man Seele nennt. Zu deren Entwicklung gehörten die Erfahrung des Leidens ebenso wie die Zeiten der Unzufriedenheit und der Verzweiflung, genauso wie die Momente der Zufriedenheit und der Glückseligkeit. Verbunden war das Ganze mit einem dauernden Antrieb des Geistes, der uns von einer Befriedigung eines Bedürfnisses zur nächsten trieb. Alles unterlag aber nicht einer gewissen Selbstbefriedigung, sondern einzig und alleine diesem Werden des eigenen Selbst und nicht einer äußeren aufgesetzten Schale, eines Images, das man meist nur schauspielerte.

Von da aus war die Frage nach dem „Ziel des Lebens“ nicht mehr weit! Auch darauf bekam ich eine sehr einfache und damit befriedigende Antwort, die schon Aristoteles in klarer Form beantwortet hatte: „Nicht die Wahrheit ist das Ziel des Lebens, sondern Glück und Zufriedenheit.“

.....

DRITTER TEIL

Was machen die anderen?

Einige Anmerkungen
zum Schluss

Worum es hier geht

Nachdem ich meinen eigenen Weg, von der Entscheidung, ein Frühpensionierungsangebot anzunehmen, bis zur tatsächlichen Erfahrung ausführlich beschrieben habe, ist es vielleicht interessant, einen Blick nach außen zu richten und zu sehen, was andere Menschen in einer ähnlichen Situation machen. Aber auch die generelle Frage nach der Einstellung der Deutschen zum Thema „Älter werden“ und „Pensionierung“ ist von Interesse.

Außerdem möchte ich einige Beispiele von Menschen wiedergeben, die zeigen, dass ein früher Ausstieg aus dem Berufsleben sehr wohl ein Umstieg, aber auch ein Neubeginn für ein ganz anderes Leben sein kann. Dabei können Inhalte, gepaart mit Ruhe und Gelassenheit, im Vordergrund stehen, weil kein Druck mehr von oben auf einem lastet. Das ideale Setting, um das zu machen, was man selbst wirklich will. Bei meinen Befragungen habe ich mich nicht nur im Inland umgesehen, sondern auch im Süden Europas, unter anderem in Italien, auf Mallorca, auf den Kanaren, dort, wo es immer mehr Nordeuropäer hinzieht, um dem hiesigen Wetter zu entgehen.

Schließlich möchte ich noch einige Adressen sowie ein paar brauchbare Anmerkungen weitergeben, die als Wegweiser und zur Anregung für neue Aufgaben dienen mögen.

„Jeder Fünfte fürchtet sich vor dem Rentenalter“ – hat aber Visionen

Zunächst nehme ich einen Artikel aus der Süddeutschen Zeitung vom 9. Juli 2001 („Jeder Fünfte fürchtet sich vor dem Rentenalter“) zum Anlass, einige Fakten und diesbezügliche Kommentare weiterzugeben, um zu zeigen, wie das Thema in der breiteren Öffentlichkeit gesehen wird.

Diesem Beitrag aus der SZ liegt eine Studie zugrunde, die von der NFO-Infratest-Finanzforschung im Auftrag der Allianz Lebensversicherungs-AG erstellt wurde. Die einleitende Fragestellung lautet:

„Was denken die Deutschen über ihr Leben im Alter? Welche

.....

.....

ist nicht viel anders: In jedem Fall begibt man sich – freiwillig oder unfreiwillig – in einen neuen Lebensabschnitt, der einen vor eine Reihe von Veränderungen und Herausforderungen stellt, der aber genauso eine große Chance bieten kann!

Beginnen Sie mit einer Reise

Für den ersten notwendigen Abstand empfehle ich eine Reise. Und zwar möglichst unmittelbar nach dem Abschied von der Arbeit. Diese schafft Distanz, macht erst mal Freude und gibt häufig neue Impulse. Deswegen eine Reise, nicht als Flucht! Vielmehr soll es um Erholung gehen, ein Zu-sich-selbst-Kommen, eine Zeit der Reflektion und des Entstehen lassen von etwas Neuem. Gönnen Sie sich dafür Zeit, seien Sie gütig mit sich selbst und vor allem geduldig. Sie haben ein Leben lang gearbeitet – jetzt brauchen Sie Zeit zur Entwöhnung und zur Gewöhnung an einen neuen Rhythmus.

Irgendwann werden Sie sogar (vielleicht) unter Entzugserscheinungen leiden wie ein Raucher. Dann seien Sie erst recht gütig mit sich selbst, möglicherweise sollten Sie jetzt in Ihre Mappe greifen mit dem Titel „Ideen für nachher“ und nachlesen, was Sie schon lange tun wollten, wofür Sie aber bisher keine Zeit hatten. Es ist bestimmt noch eine Menge dabei.

Ändern Sie Ihren Wertebegriff

Was immer Sie von nun an tun, denken Sie daran, es geht nicht mehr darum, dass Sie aus einer Tätigkeit möglichst viel Geldwert schaffen, sondern um das Tun an sich. Leider werden Sie auch oft genug feststellen, dass Sie für das, was Sie von jetzt an tun, völlig über- oder zumindest anders qualifiziert sind! Aber erinnern Sie sich: Ihr Berufsleben ist vorbei – jetzt ist Zeit für etwas Neues, für etwas anderes. Und jeder Neuanfang mag zwar erst einmal schwierig sein, beinhaltet aber auch den Reiz und den Charme des Lernens, des Entdeckens.

.....